

Die Heilige Schrift ist der kostbarste Schatz der Christenheit, das Buch des wahren Lebens; die wenigen Blätter, die uns die Areopagrede des Apostels überliefern, gehören zu dem tiefsten, das dieses heilige Buch der christlichen Welt bietet.

Das akademische Frauenstudium als pastorales Problem.

Von P. Franziskus M. Stratmann O. P., Studentenseelsorger, Berlin.

III.

Zur sittlichen Beurteilung der Studentinnen.

Die Ehe ist es, die dem studierenden Mädchen zuzuft: Bis hieher und nicht weiter! „Bis hieher“ muß ihnen die Bahn dann aber auch offen bleiben! Die künftige Eheschließung bleibt immer fraglich und kann darum niemals die Mädchen zum bloßen „Warten“ verurteilen. Vielmehr haben sie ein Recht auf jede ihre Fähigkeiten entsprechende Ausbildung. Dieses Recht ist ein soziales, es ist aber auch ein seelisches und dieses hat der Seelsorger wohl besonders zu beachten. Die Frau ist so gut wie der Mann ein Ebenbild Gottes, ihrer Seele nach vollkommen gleichwertig mit dem Manne. Ihre Seele soll so gut wie die des Mannes nach möglichster Entfaltung ihrer Kräfte und möglichster Vollendung, auch der natürlichen, streben. Die Frau ist nicht in erster Linie Geschlechtswesen, „Weibchen“, sondern wie der Mann zuerst Mensch (animal rationale) und dann erst Frau. Als animal rationale und Ebenbild Gottes ist sie genau wie der Mann für die Wahrheit angelegt (wenn auch das

keine bestimmte Tradition über eine besondere Rede des Paulus ... vorgelegen, sondern er lasse Paulus so reden, wie er seiner Meinung nach (!) bei dieser Gelegenheit gesprochen haben konnte.“ Keineswegs! Nach dem Berichte weilte Paulus ohne Begleitung in Athen (v. 16). Von wem, muß man fragen, hat nun Lukas Bericht über diese Rede? Von Paulus selbst! Diese Erklärung hat nichts gekünsteltes an sich, ist vielmehr sehr natürlich; es liegt in der Natur der Sache, daß Paulus beim Zusammenreffen mit seinen Mitarbeitern, zumal mit seinem getreuen Schüler Lukas dieselben über seine Erlebnisse in Athen, die doch für seine Mission von großer Bedeutung waren, unterrichtet hat. Lukas der Verfasser unseres Berichtes, hatte also „eine bestimmte Tradition“, und zwar die denkbar beste! Und wenn J. Weiß meint: „Die Rede ist viel zu kurz, um eine wirkliche Ansprache zu sein“, so übersieht er, daß Paulus, wie der Evangelist bemerkt, unterbrochen wurde.

Treffend meint der prot. Theolog Wendt (Apostelgeschichte. 1899. 3. St.): Der Bericht spricht von einem unerheblichen Erfolg des Paulus in Athen, das ist ein wichtiges Zeugnis dafür, daß der Verfasser hier nicht eine freie Erdichtung bietet; er hätte sonst einen Erfolg hinzugedichtet, wie er der Bedeutung der Rede entsprechen würde. In demselben Sinne wie Wendt äußern sich auch E. Curius (a. a. O.) und A. Harnack (Apostelgeschichte. 1908. 94.).

weibliche Geschlecht als solches aus den oben angeführten Gründen nicht in demselben Maße für die Wissenschaft), für eine möglichst tiefe Einsicht in den Zusammenhang aller Dinge. Wer ihr diese Anlage verkümmern wollte, würde das Ebenbild Gottes in ihr verkümmern, wozu gewiß niemand weniger das Recht hätte, als der Theologe. Es möge hier der als hervorragender Seelsorger bekannte Bischof Dupanloup zu Worte kommen: „Dieser große Seelenführer“, so schreibt Dadolle (Die geistige Erziehung der christlichen Frau, übersetzt von Hiende, Regensburg 1889) „hat, indem er das Innerste der Seelen erforschte, in ihnen ein tiefinnerstes Leid entdeckt, von dem ihm auffiel, daß es stets hartnäckig in derselben Tonart wiederkehre und das er sich nicht zu deuten wußte, bis eines Tages eine junge Frau auf sein dringendes Befragen mit folgenden Worten, die sich wie ein Angstschrei ihrer Seele entzogen, entgegnete: Ach, es sind in meiner Seele unterdrückte und nutzlose Kräfte, so viele Dinge, welche brach liegen und gar nichts und niemand dienen.“ Da ging dem Bischof — er hat es mündlich und schriftlich erklärt — plötzlich ein Licht auf über jene Krankheit, die er schon früher geahnt und dunkel geschaut, welcher er lange nachgegangen und nun tatsächlich gegenüberstand, über jene Krankheit, an der so viele, ganz besonders die schönsten und edelsten Seelen leiden. Diese Krankheit besteht aber darin, daß manche Frauen nicht ihre regelrechte Entwicklung erreichen, so wie Gott sie vorbereitet und gewollt hat; daß sie das Gleichgewicht ihrer Anlagen, so wie Gott sie geschaffen, nicht finden, kurz, daß ihr eigenes Selbst das nicht ist, wozu es Gott gemacht hat.“ (Lettres sur l'éducation des filles.)

Diese Beobachtung hat Dupanloup gemacht zu einer Zeit, da die Frau noch sehr stark an die Nichtigkeiten eines geistig leeren Lebens gekesselt war. Heute ist das um vieles besser geworden und darum auch das Leid, von dem der Bischof redet, viel weniger häufig. Aber es ist immer noch vorhanden und müßte in stärkerem Maße wiederkehren, wenn wir die Frau wieder in ihre geistige Gebundenheit zurückdrängen wollten.

Ich weiß sehr wohl, daß dies theoretisch kein ernst zu nehmender katholischer Theologe rechtfertigen würde, aber die Frage ist, ob es nicht praktisch in unseren Kreisen geschieht. Ob nicht tatsächlich manche von uns eine Gesinnung an den Tag legen oder doch in ihrem Innersten davon erfüllt sind, die einer Minderbewertung der weiblichen Seele und Seelenkräfte sehr nahe kommt. Die Schlagworte in dieser Beziehung sind ja allbekannt und den meisten Männern sehr geläufig. Man redet vom Weibe wie der Griechen und der Römer, wie Rousseau und Schopenhauer und wie der Mohammedaner, aber nicht wie der Christ: „Die Götter haben dem Löwen die Kraft, dem Vogel die Flügel, dem Manne das Denken gegeben; da sie der Frau nichts mehr zu geben übrig hatten, verliehen sie ihr die Schönheit.“ Das ist das Urtheil des griechischen Geistes über die Frau. Und auch heute noch ist die Frau vielen Männern vorwiegend die Angehörige des schönen Geschlechts.

Brutaler, aber ebensovienig ausgestorben, ist die Auffassung des Römers. Ist die Frau dem Griechen beinahe ein Spielzeug, so ist so dem Römer beinahe Sklavin! Die Auffassung von der geistigen Inferiorität des Weibes führt sehr leicht zu der von ihrer sittlichen Minderwertigkeit. Auch diese kann kein Christ, der seine Religion kennt, theoretisch behaupten; nach christlicher Auffassung besteht eine volle sittliche Gleichwertigkeit der weiblichen mit der männlichen Seele. Aber wie kann dieses Prinzip, dieses Dogma praktisch bestehen bleiben, wenn man immerfort von spezifisch weiblichen Schwächen redet? Fehlern und fehlerhaften Anlagen, die nur dem Weibe eigen seien? Selbstverständlich gibt es solche. Aber dann muß es auch spezifisch männliche Schwächen geben und von diesen muß man dann in einem Atem mit den weiblichen reden! Im anderen Falle bleibt praktisch eine sittliche Minderwertigkeit des Weibes übrig. Allgemein weibliche Schwächen, denen keine allgemein männlichen entsprächen und die Wage hielten, könnten nur aus einer seelischen Inferiorität des Weibes folgen. Die studierenden Frauen haben nun begreiflicherweise ein stark entwickeltes, weibliches Selbstbewußtsein und empfinden eine, wenn auch nicht theoretische, so doch praktische Minderbewertung ihres weiblichen Wesens mit Recht als Unrecht und Kränkung. Und man müßte blind und taub sein, wenn man übersehen und überhören wollte, wie diese Minderbewertung der weiblichen Psyche tatsächlich oft genug von Geistlichen vorgenommen wird. Nun aber liegt es auf der Hand, daß jede Frauenseelsorge auf der vollen Achtung vor der Frauenseele basieren muß und wenn es sich um Frauen mit besonders entwickeltem (nicht etwa übertriebenem) Frauenbewußtsein handelt, so ist diese Forderung doppelt wichtig. Ich komme zu einer Tatsache. Es ist Tatsache, daß die studierende katholische Frauenwelt das Gefühl hat und in manchen Fällen beweisen zu können glaubt, sie werde von der katholischen Geistlichkeit nicht genügend geachtet. Die stärkste Nahrung hat dieses Gefühl erhalten durch einen Artikel im fünften Heft der „Historisch-politischen Blätter“ 1917, der überschrieben ist „Die Studentin“. Der Artikel kann deshalb hier nicht unerwähnt und unbesprochen bleiben, weil er das allergrößte Aufsehen in der katholischen Studentinnenschaft erregt und auf das tiefste verletzt hat. Ob mit Recht oder mit Unrecht, ist zunächst noch ganz gleichgültig. Tatsache ist, daß die besten katholischen Studentinnen diese Ausführungen wenigstens in manchen Punkten als eine schwere Kränkung empfunden haben. Auch Altmitglieder des katholischen Studentinnenverbandes, bereits in Amt und Würden lebende Frauen, teilen diese Auffassung.

Das Bedenklichste an dem ganzen Artikel ist die Ueberschrift „Die Studentin“. Gibt es einen Typus „Studentin“? Wie sollte das möglich sein! Gibt es einen Typus „Student“? Auch wenn man absieht von den ungeheuer vielen Abstufungen, wie sie etwa zwischen dem feudalen Korpsstudenten als dem einen und dem katholischen abstinenter „Hochländer“ als dem anderen Extrem liegen — dazwischen liegt die ganze Reihe korporierter und nichtkorporierter, schlagender und nichtschlagender,

wissenschaftlich interessierter und sorglos umherflatternder Studenten — auch wenn man von diesen zahllosen Differenzierungen innerhalb der ganzen Studentenschaft abieht und sich nur fragt: Gibt es einen Typus „katholischer Student“, so scheint ein glattes Nein unabweisbar. Bei Studenten und Studentinnen — welch eine Verschiedenheit im Charakter, in der Religiosität, im geistigen und sittlichen Leben! Es gibt leichtmütige und tiefveranlagte, liberale und konservative, selbständige und unselbständige, aktive und passive, religiös interessierte und religiös indifferente Naturen. Auch die Motive zum Studium sind ganz verschieden: wirtschaftliche Notwendigkeit, Ehrgeiz, Sport, Wissenshunger, tiefangelegte Berufung.

Wie soll man aus solcher Verschiedenheit einen Typ konstruieren? Tut man es, legt man der „Studentin“ als solcher bestimmte Charaktereigenschaften bei, so muß man einseitig und ungerecht werden! Und die Studentinnen haben Verstand genug, um solche Verallgemeinerungen als unwissenschaftlich zu empfinden und auch dann abzulehnen, wenn sie von geistlicher Seite kommen. Außenstehende dagegen, die von solchen allgemeinen Charakterisierungen nicht persönlich betroffen werden — also in diesem Fall alle Nichtstudentinnen — fallen auf die Schematisierung leicht herein und übertragen die hier und dort von einem einzelnen an einzelnen beobachteten und geschilderten Züge auf die ganze Gruppe, in diesem Falle auf die ganze Studentinnenschaft, und so kommt es, daß der ganze Stand sich, wenn die Charakterisierung eine ungünstige war, beleidigt und verkannt fühlt.

Nun wäre es ja töricht, die katholische Studentinnenschaft atomisieren zu wollen und ihr gar keine gemeinsamen Züge zuzuerkennen. Gibt es keinen Typus „katholische Studentin“, so gibt es doch einen Verband katholischer Studentinnenvereine mit einem bestimmten Charakter. Hier haben wir an den Satzungen und sonstigen Lebensgewohnheiten der Vereine etwas wirklich Erfassbares und Meßbares. Der Verband der katholischen Studentinnenvereine Deutschlands, der wie die Vereinigungen der katholischen Studenten sich zu den drei Prinzipien „Religion, Wissenschaft und Freundschaft“ bekennt, umfaßt sechzehn Vereine mit etwa 450 Aktiven und Inaktiven und 119 Mitmitgliedern.¹⁾

An folgenden sieben Universitäten sind noch keine Verbandsvereine: Kiel, Rostock, Greifswald, Jena, Leipzig, Halle und Erlangen. (Der Prozentsatz der korporierten Katholikinnen im Verhältnis zu den nicht-korporierten ist sehr schwer zu bestimmen, da unsere Universitäten keine Verzeichnisse herausgeben, aus denen die Konfession der Studierenden zu ersehen ist. Rechnen wir auf 5000 Studentinnen 1200 Katholikinnen, so ist ein starkes Drittel korporiert. Wie viel Katholikinnen anderen Verbänden angehören, ist auch kaum zu ermitteln. Der Hauptanteil fällt auf Berlin und Münster. (Man schätzt höchstens 100.) Wie steht es nun

¹⁾ Die folgenden Angaben beziehen sich auf das Jahr 1917, wo dieses Referat gehalten wurde.

um das religiöse Leben in den Vereinen? Was davon nach außen hervor tritt ist dies: In allen Vereinen werden in jedem Semester religiöse oder religiös-wissenschaftliche Vorträge gehalten und wohl in allen Vereinen findet eine gemeinsame Semester-Kommunion statt, wenn sie auch nicht überall in den Satzungen festgelegt ist. Manche Vereine gehen über dieses allen Vereinen gemeinsame Mindestmaß gemeinschaftlicher religiöser Betätigung erheblich hinaus. Im vorigen Semester hatten vier Vereine je zwei religiöse Vorträge, ein Verein drei, ein anderer alle drei Wochen mit anschließender kurzer Andacht, ein weiterer (Hiltburg-Münster) hat vierwöchentliche, offizielle, heilige Kommunion und jeden Sonntag religiöse Lesung oder Vortrag unter Leitung eines geistlichen Professors.

Dies ist gewiß ein durchaus befriedigendes Bild des religiösen Lebens in unseren katholischen Studentinnenvereinen — ein Bild, das von keinem der katholischen Studentenverbände (mit Ausnahme der „Unitas“) auch nur annähernd erreicht wird!

Was bieten die Vereine sonst an Halt, Schutz und Erziehung? Der erwähnte Artikel sagt, sie entbehrten im Gegensatz zu den männlichen Korporationen eines starken Haltes, da ihnen sowohl das konservative Gegengewicht der Altmitglieder fehle, die einem allzu starken Freiheitsdrang einen Riegel vorschieben könnten, als auch ein Gegengewicht gegen eine durch den wissenschaftlichen Betrieb an den Hochschulen hervorgerufene „Lebensentfremdung“, ein Gegengewicht gegen das abstrakte Theoretisieren. Nun, die Vereine sind noch jung, aber sie zählen, wie bereits bemerkt, nicht weniger als 110 Altmitglieder, das ist ein Viertel des ganzen Verbandes. Die Altmitglieder können an allen Konventen teilnehmen und werden zu wichtigen Konventen noch besonders mit Angabe der Tagesordnung dringend eingeladen, weil die Aktiven eben ihr reifes Urteil haben wollen. Neben den Altmitgliedern besitzt der Verband ein konservatives und religiöses Element in seinen Ehrenmitgliedern. Der Verband zählt 22 Ehrenmitglieder, darunter sechs Bischöfe. Den segensreichen Einfluß „lebens- und welterfahrener Frauen“ wollen die Vereine sich dadurch sichern, daß sie sich bestreben, hauptsächlich verdiente weibliche Ehrenmitglieder aufzunehmen.

Was das „Theoretisieren“ betrifft und den Mangel an „Kontakt mit dem warmpulsierenden Leben“, so wird von anderer Seite behauptet, daß die Studentinnen in diesem Kontakt mehr als genug täten. Wer das Leben in ihren Korporationen beobachtet und vielleicht gelegentlich mitmacht, kann unmöglich von einer „Lebensentfremdung“ bei den Studentinnen sprechen. Man kann sogar behaupten, daß sich dort eine vollkommen unverfälschte Weiblichkeit und jugendlicher Frohsinn entfaltet und daß jemand, der nicht wüßte, unter Studentinnen zu sein, es aus dem Tone der Unterhaltung und dem ganzen Gebaren vielleicht stundenlang gar nicht merken würde. Vereinzelte Ausschreitungen mögen vorkommen, wie in jeder Gesellschaft.

Auch die vermiste „sozial-karitative Tätigkeit“ blüht in erfreulichem Maße. Die Studentinnen gehören vielfach sozial-studentischen Gruppen an und arbeiten nach der Erklärung des Leiters des Sekretariates sozialer Studentenarbeit auf diesem Gebiete mehr als die Studenten.

Wenn auf Grund dieser Tatsachen dem Verbande katholischer Studentinnen gegenüber besondere seelsorgliche Bedenken gewiß nicht geltend gemacht werden können, so braucht man doch nicht blind zu sein für Schäden und Gefahren, die wie überall, so auch in der katholischen Studentinnenschaft sich finden. Von physischen Gefahren, die durch das Studium als solches hervorgerufen wären, wird man nach den oben mitgeteilten Ergebnissen nicht mehr sprechen können.

Ob die Studentin in irgend einer anderen Beziehung größeren Gefahren ausgesetzt ist als ihr männlicher Kommilitone, darüber läßt sich streiten. Der Artikel „Die Studentin“, der diese Frage entschieden bejaht, geht dabei von der Feststellung aus, das Mädchen sei, ehe es auf die Hochschule komme, im trauten Familienkreise wohlgeborgen oder gar hinter schützenden Klostermauern an eine feste Tages- und Lebensordnung gehalten und wenn der Student ebenfalls beim Beziehen der Universität den Gefahren der akademischen Freiheit unterliege, so sei der Uebergang doch nicht so schroff; der Student sei auch an eine größere Selbständigkeit gewöhnt als die Studentin. — Das wird im wesentlichen richtig sein, doch darf daran erinnert werden, daß es unter allen Studienanstalten (45 in Preußen allein) nur vier oder fünf mit „wohlberghenden schützenden Klostermauern“ gibt. Alle anderen sind weltliche Anstalten. Es wäre auch für die Klosteranstalten nur ein Vorwurf, wenn man ihnen nachsagen müßte, sie behüteten ihre Zöglinge so blind, daß sie in das Universitätsleben unselbständig und gewissermaßen halt- und fassungslos hineinkämen. Man müßte dann den paritätischen weltlichen Anstalten, die ihre Zöglinge besser aufs Leben und Zusammenleben mit Andersdenkenden vorbereiten und ihnen Gelegenheit geben, ihre katholische Weltanschauung anderen gegenüber durchzusetzen, den Vorzug geben. Aber man darf hoffentlich annehmen, daß die Klosterschülerinnen hinter denen der weltlichen Schulen auch in dieser Beziehung nicht zurückstehen.

Ist es ferner richtig, daß umgekehrt die Studentin im Universitätsleben selbst eine größere Freiheit besitze als der Student? Wenn man daran denkt, wie der Mann sich doch noch immer viel ungenierter bewegen kann als die Frau, wie er in jedes Lokal hineingehen kann, ohne besonders angesehen zu werden, was der Frau entschieden nicht in dem Maße möglich ist, so scheinen sowohl die Freiheit als die Möglichkeit, diese Freiheit zu genießen, beim Studenten größer zu sein als bei der Studentin. Der Seelsorger wird der Gefahr, der alle alleinstehenden Studierenden in diesem Punkte ausgesetzt sind, am besten durch einen möglichst vollkommen ausgestatteten Wohnungsnachweis begegnen und

gleichzeitig Sorge tragen, daß die Alltinstehenden Anschluß an die katholischen Vereine oder auch Familien finden.

Die „Gefahr“, von ihren Professoren zarter behandelt zu werden, als ihre männlichen Kommilitonen, würden sich die Studentinnen sicher gerne gefallen lassen. Zu ihrem Leidwesen ist es aber ganz und gar nicht der Fall. Eine Studentin, die sehr viel Erfahrung hat, schrieb mir zu dieser Stelle des besagten Artikels: „Wenn's bloß wahr wäre! Wir können nicht einen Beweis dafür, aber viele dagegen anführen. Vernünftige Professoren behandeln Studenten und Studentinnen gleich, nur nach ihren Fähigkeiten und Eigenschaften und die anderen überschütten höchstens uns Studentinnen mit Spott.“ In der Tat machen viele Professoren aus ihrer offenen Bevorzugung der männlichen Studenten kein Hehl. So beginnen manche ihre Vorlesungen nicht mit der sonst in gemischter Gesellschaft stets üblichen Anrede: „Meine Damen und Herren“, sondern mit der Umkehrung: „Meine Herren und Damen“, oder auch nur: „Meine Herren!“ Sollte einmal ein Dozent einer Studentin den Hof machen, so ist dies eine ganz allgemeine „Gefahr“ und keine spezifisch akademische.

Eine unbestreitbare Gefahr liegt dagegen in dem Zusammenleben und -Arbeiten von Student und Studentin. Aber auch diese Gefahr ist keine spezifisch akademische. Ueberall, wo Männlein und Weiblein zusammen sind, in der Fabrik, in den Büros und in allen anderen Arbeitsgemeinschaften, ist sie ganz die gleiche wie an der Universität. Es ist sodann keine spezifisch weibliche Gefahr. Sie besteht für Student und Studentin zu völlig gleichen Teilen. Neben den üblen Wirkungen dürfen auch die guten betont werden. Es gibt auch eine feine Kameradschaftlichkeit und von gut erzogenen Studentinnen können auch veredelnde Wirkungen auf ihre männlichen Kommilitonen ausgehen, was auch in der Tat schon oft beobachtet worden ist.

Ob die Gefahren wirklichen Problemen gegenüber, besonders in den philosophischen und den die Weltanschauung berührenden anderen Fächern bei der Frau größer sind als beim Manne? Bei der Frau wird die Erkenntnis oder auch die ungelöste Erkenntnis, das Rätsel, leichter zu einem „Erlebnis“ als beim Manne. Die Frau ist im allgemeinen zäher als der Mann, nicht nur im Aushalten körperlicher Leiden, sondern auch im Festhalten seelischer Leiden, als welche ungelöste Probleme betrachtet werden dürfen. Dies ist ein Beweis von seelischer Tiefe, aber auch eine ernste Gefahr. Der Mann dürfte im allgemeinen ein seelisches Leiden, also auch ein ungelöstes Problem, schneller und leichter abwerfen als die Frau. Insofern besteht also hier für den Studenten eine geringere Gefahr als für die Studentin. Aber dasselbe, was der Frau zum leichteren Verhängnis wird, das stärkere Mitschwingen der Gefühlssphäre, bietet ihr auch leichter einen Ausweg, gewissermaßen ein Ventil zum Ausströmenlassen der geistigen Schwierigkeit. Ein größeres Gefühl (hier nicht im geringschätigen Sinne gemeint) hält sie „vom letzten ernststen Schritt zurück“, vom Schritt zum Unglauben. Ihr stär-

teres Gefühl ist dem Glauben wieder günstig. Für den „Kuß der Himmelsliebe“ ist es empfänglicher und das Gebet ist ihr im allgemeinen ein stärker gefühltes Bedürfnis als dem Manne.¹⁾ So wird die Frau dem Glauben doch leichter wieder gewonnen werden als der Mann, der kalt und nüchtern bei der vermeintlichen Erkenntnis stehen bleibt und dem kein tieferes Erleben den Glauben wiedergibt.

So lange jedoch religiöse Schwierigkeiten, insbesondere Glaubenszweifel, bestehen, soll sie der Seelsorger durchaus ernst nehmen! Folgender Fall dürfte nicht gar so selten sein. Eine Philosophie Studierende, von Natur tief religiös, hatte sich während eines ganzen Jahres redlich bemüht, ihrer Schwierigkeiten über das Gottesproblem Herr zu werden durch Lesung positiver Bücher, Besuch von Diskussionen, persönliche Unterredung mit Geistlichen und Beichte. Beim Beziehen einer neuen Universität erhielt sie von einem Geistlichen die Antwort: „Kinderkrankheit! Beten Sie!“ Es wurde aber nicht besser, die seelische Qual immer größer. Auf Einsicht konnte sie ihren Glauben nicht gründen, auf das unsichere Gefühl wollte sie ihn nicht basieren. „Was rein in der Luft hängt, kann auch nicht Norm des Handelns sein. Dem modernen Menschen gibt die Kirche keine Antwort. Damit scheidet sie für mich aus.“ So dachte sie, so handelte sie und suchte Ersatz für das Verlorene in der Arbeit. Später hat sie dank dem Beistande eines anderen Seelsorgers ihren Weg zurückgefunden. Andere in ähnlicher Lage fanden ihn nicht zurück. Das richtige Wort an richtiger Stelle, vor allem aber das unverkennbare Ernstnehmen der Schwierigkeiten durch ebenso wissenschaftliche wie menschliche Anteilnahme hätten die Katastrophe verhindert, wenn auch niemand frei von Schuld sein wird, der seinen Glauben verliert.²⁾

Dieser Punkt ist von so großer Wichtigkeit, daß noch ein Wort darüber gestattet sei. Es gibt gewiß manche junge Leute, die mit den Problemen spielen und Zweifel geradezu fingieren, um sich interessant zu machen. aber es gibt auch einen allgemeinen Bestand von Schwierigkeiten, die unsere Akademiker, beiderlei Geschlechts, wirklich quälen und aus denen sie ganz ernsthaft einen Ausweg suchen. Mediziner bedrückt meistens das Entwicklungsproblem und die Frage nach dem Ursprung und

¹⁾ Zum religiösen Glauben besitzt das Weib durchschnittlich eine günstigere Begabung und Stimmung als der Mann. (Mausbach, Religion, Christentum, Kirche. III. 169.)

²⁾ Vgl. Schulte, Die Kirche und die Gebildeten (II. Priester und Laien), S. 41: „Wenn man einander nur besser verstände! Noch nie, so ungefähr kann man wohl von Laien hören, so oft ich einem Geistlichen ein religiöses Bedenken vorgetragen habe, bin ich von der erhaltenen Antwort wirklich befriedigt worden. Der eine sucht mit einer scherzenden allgemeinen Redensart möglichst unauffällig darüber hinwegzukommen, der zweite redet um die Sache herum in einer Weise, die auf den eigentlichen Kern meiner Frage und die moderne Problemstellung gar nicht eingeht, und der dritte foramiert mich gar im Tone der Entrüstung mit den Worten: „Wie, Sie haben auch solche Ideen?““

dem Wechselverhältnis von Leib und Seele. Die Nachdrücklichkeit, mit der moderne Professoren ihre Meinungen vertreten, kann ja nicht ohne Eindruck bleiben. Die Frage der Existenz eines Naturrechtes beschäftigt die Juristen. Bei der Philosophiestudierenden gibt es eine Fülle von Problemen: Gott und Gottesbeweise, überempirische Geltung des Kausalgesetzes, das Problem der Seele, objektive Wahrheit und manches andere. Es gehört ein großes Wissen, aber eine noch größere Geschicklichkeit des Seelsorgers dazu, um diesen Schwierigkeiten in der rechten Weise zu begegnen. Das größte aber ist die Liebe, die Güte, das herzliche Interesse und das bescheidene Anerkennen, daß diese und jene Frage wirklich eine Frage sei, eine harte Nuß und daß man selbst diese Schwierigkeit recht wohl erkenne.

Ein Ausweichen oder der Versuch, die Schwierigkeit von außen zu lösen, durch ein argumentum ex auctoritate ecclesiae, wird sehr oft nicht genügen. Ein Beispiel: Eine Diskussion über das Wechselverhältnis von Leib und Seele führte auf das Gesetz von der Erhaltung der Energie: seelische Kraft könne nicht ohne weiteres in körperliche Energie umgesetzt werden. Statt die Frage zu klären, wurde vom Leiter behauptet, das betreffende Gesetz sei nicht allgemein anerkannt und es müsse aufgegeben werden, wenn es den kirchlichen Auffassungen vom Verhältnis von Leib und Seele widerspreche. Eine denkende Medizinerin oder Naturwissenschaftlerin, die hier einen der fundamentalen Lehrsätze der Physik von einem Nicht-Physiker angegriffen sah, konnte sich mit dieser Antwort nicht zufrieden geben und wollte sich fortan ausschließlich an ihre Lehren halten. Die einfache Antwort: Ich bin hier nicht Fachmann, ich will aber die Sache nachprüfen und mich bei Fachleuten orientieren, es wird einen Ausweg aus den Schwierigkeiten geben, hätte das Vertrauen der Studentin auf den Theologen gefestigt.¹⁾

Im übrigen unterliegt glücklicherweise nur ein verhältnismäßig kleiner Teil der Studentenschaft den aus der Beschäftigung mit den letzten Problemen hervorgehenden Gefahren. Das Studium der „reinen Philosophie“ betreiben nur sehr wenige. Auch wo in anderen Fächern sich solche Schwierigkeiten ergeben, führt ein gesunder Selbsterhaltungstrieb und spezifische Befähigung die meisten mehr zu praktischen Interessen und Aufgaben. Wir können diese Neigung nur wünschen und fördern.

Pastoral-Fragen und -Fälle.

I. (Der selbständige Seelsorger und die Verpflichtung der *missa pro populo*.) Die Nummer 10 der Acta Apost. Sedis vom 1. September 1919 bringt S. 346 eine Erklärung (Declaratio) der S. Congr. Consistorialis vom 1. August d. J. bezüglich des can. 216, worin die

¹⁾ Daß in Wirklichkeit ein Widerspruch nicht besteht und auch die hervorragendsten Naturwissenschaftler einen solchen nicht entdecken, darüber vgl. Kneller S. J., Das Christentum und die Vertreter der neuen Naturwissenschaft. Freiburg, 1904.